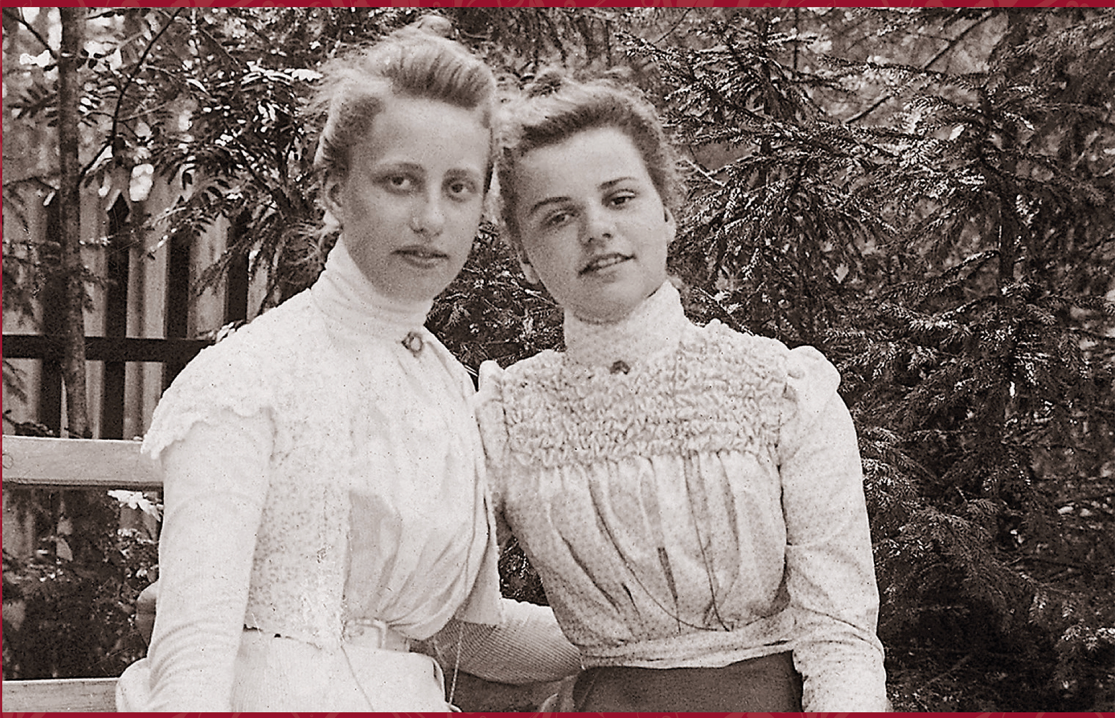
Lou Andreas-Salomé

Im Zwischenland

Fünf Geschichten aus dem Seelenleben
halbwüchsiger Mädchen



MedienEdition Welsch

Werke und Briefe von Lou Andreas-Salomé
in Einzelbänden Band 8 (Literarisches Werk Band 4)

Lou Andreas-Salomé

Herausgegeben in Zusammenarbeit
mit dem Lou Andreas-Salomé Archiv, Göttingen.

Zu Lou Andreas-Salomé

Das Leben der Lou Andreas-Salomé (1861–1937) umfasst die Emanzipation vom zaristischen Russland mit Hilfe eines sehr scharfen und sich keinerlei Zwängen beugenden Verstands, die finanzielle Unabhängigkeit mit Hilfe der Schriftstellerei und die bereitwillige umfassende Akzeptanz des psychoanalytischen Prinzips in Bewunderung ihres Gründers.

Die Stadien dieses Lebens könnten auch betitelt werden mit den Weggefährten jener Zeiten – Friedrich Nietzsche, Rainer Maria Rilke, Sigmund Freud –, man wird damit jedoch diesem selbstbestimmten Frauenleben nicht annähernd gerecht.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung findet sich in: »Lou Andreas-Salomé. ›Wie ich dich liebe, Rätselleben‹. Eine Biographie«, von M. Wiesner-Bangard und U. Welsch, und auf der Website zu Lou Andreas-Salomé (https://andreas-salome.de).

Zur Herausgeberin

Britta Benert, geboren 1971, studierte Romanistik, Germanistik und Komparatistik an den Universitäten Strasbourg II, Freiburg im Breisgau und Toulouse-Le Mirail. Sie promovierte 1999 in Paris 3, Sorbonne Nouvelle mit einer vergleichenden Studie zu Lou Andreas-Salomé und Rachilde. Seit 2002 lehrt sie Germanistik und Komparatistik an der Universität Strasbourg. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Literatur vom 19. bis 21. Jahrhundert mit den Schwerpunkten literarische Mehrsprachigkeit, Übersetzung/Selbstübersetzung, sprachliche Alterität sowie zur Kinder- und Jugendliteratur. Mit dem 2011 erschienenen Buch »Une lecture de ›Im Zwischenland‹. Le paradigme de l'altérité au cœur de la création romanesque de Lou Andreas-Salomé« hat sie 2013 an der Universität Strasbourg habilitiert.

Lou Andreas-Salomé

Im Zwischenland

Fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Britta Benert

MedienEdition Welsch

Werke und Briefe von Lou Andreas-Salomé
in Einzelbänden Band 8 (Literarisches Werk Band 4)

Herausgegeben in Zusammenarbeit
mit dem Lou Andreas-Salomé Archiv, Göttingen.

Ungekürzte Ausgabe nach der Erstpublikation als Novellen-sammlung 1902 (2. korr. u. erg. Auflage; neu hinzugekommen sind drei zeitgenössische Rezensionen).

© 2023 MedienEdition Welsch
D-83373 Taching am See, Burg 12, +49-(0)8687-984 78 38
info@medienedition.de, www.medienedition.de
Alle Rechte vorbehalten.

ISBNs
978-3-937211-52-7 (Buch)
978-3-937211-55-8 (PDF-E-Book)

Cover-Design: Kontext Medien. Annegret Wehland u. Michael Brandstätter GbR, www.kontext-medien.de
Satz (XSL-FO) + E-Book: Ursula Welsch, Taching am See
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Cover-Foto: Lou Andreas-Salomés Nichten Ljubow und Ina, etwa 1905 (Lou Andreas-Salomé Archiv, Göttingen)

Inhalt

Zu Lou Andreas-Salomé 2
Zur Herausgeberin 2
Editorische Notiz 6

Im Zwischenland 7
- Im Zwischenland 9
- Vaters Kind 89
- Eine erste Erfahrung 153
- Die Schwester 215
- Wolga 276

Materialien 341
- Frieda von Bülow: Neue Bücher (1902) 343
- Eduard Platzhoff-Lejeune: Im Zwischenland (1902) 348
- Dr. P. E.: Im Zwischenland (1902) 351
- Anselm Heine: Die Emanzipation des Kindes in der Litteratur (1902/03) 353
- Karl Walcker: Notizen (1903) 357
- Arthur Eloesser: Neue Bücher (1903) 359
- Albert Geiger: Im Zwischenland (1903) 361
- Hermine von Hug-Hellmuth: Vom wahren Wesen der Kinderseele (1914) 365

Verzeichnis der Erstdrucke/Erläuterungen 376
Nachwort 415
Literatur 454
Siglen und Abkürzungen 461
Zeittafel 463
Personenverzeichnis 465

Editorische Notiz

Dieser Band enthält in ungekürzter Form die Erstausgabe der Novellensammlung »Im Zwischenland« in Buchform von 1902. Vier der fünf Novellen sind in zum Teil etwas veränderter Form vorab in Zeitschriften erschienen.

Die ursprünglichen Schreibweisen und die originale Zeichensetzung wurden beibehalten. Zur Vereinheitlichung wurden lediglich die Regeln der Rechtschreibreform von 1901 (u.a. Kniee zu Knie, c zu z bzw. k) auf den Text angewendet und die Kommasetzung bei direkter Rede angepasst. Eckige Klammern kennzeichnen Veränderungen gegenüber dem ursprünglichen Textstand.

Die charakteristischen Sperrungen der Erstausgabe wurden in die kursive Schreibweise umgesetzt.

Website zu Lou Andreas-Salomé

Auf der Website der MedienEdition Welsch finden Sie ausführliche Informationen zu Leben und Werk von Lou Andreas-Salomé – dort gibt es auch einen Onlineshop mit den verfügbaren Büchern, E-Books und Fotopostkarten.

https://andreas-salome.de

Im Zwischenland

Frau Konsul Emma Flörke, geb. Wilm
zur Erinnerung an unsere Kindheit

Im Zwischenland

I.

Wundervoll duftete es durch die ganze Wohnung, – nach Äpfeln und Konfekt und Tannenharz –. Der Diener hatte die beiden ganz großen Tabletts herausnehmen müssen, die silbernen, auf denen sonst nur bei Gesellschaften der Tee gereicht wurde. Da lagen nun jetzt all die Süßigkeiten aus der Konditorei, – nett geordnet, so daß man gleich das Richtige zur Hand bekam, was man zum Baumschmuck brauchte. Und daneben häufte sich auf dem endlos langen Tisch im Speisesaal ein blitzendes Durcheinander von goldenen und silbernen Ketten, Sternen, Kugeln und tausend entzückenden Kleinigkeiten aus Pappe oder Dragant, wovon jedes einzelne Stück den Anspruch erhob, an einen bunten Bindfaden befestigt zu werden.

Boris und die Gouvernante scherzten so viel während der Arbeit, – trotzdem Boris doch eigentlich auf französisch durchaus nicht zu scherzen verstand, – daß sie alle beide nichts Rechtes zu stande brachten. Weit emsiger schien Musja beschäftigt, ihr glühten die Ohren ordentlich vor Eifer, und nur hin und wieder warf sie ihrem Bruder einen vorwurfsvollen Blick zu.

Jetzt zählte sie bereits gut zehn Jahre, wurde also schon seit einer langen Lebenszeit dazu verwendet, um zu Weihnachten beim Ausschmücken des Baumes mitzuhelfen. Aber dennoch kam es ihr noch jedes Jahr als eine ebenso stolze Auszeichnung vor, als eine ebenso überschwängliche Freude, wie beim allerersten Male. – Nein, was hatte sie doch für ein brennender Neid verzehrt, damals, als man sie noch nicht heranließ an alle die süßen, blitzenden Herrlichkeiten, während der um zwei Jahre ältere Bruder schon mit gewichtiger Miene mit an dem langen Tisch saß, Bindfaden zuschnitt, Nüsse vergoldete und errötend

nach dem Teebrett mit verzuckerten Früchten hinschielte, das sehr weit ab von ihm stand –!

Musja bemühte sich, ihren Erinnerungen noch weiter nachzugehn, noch über den gelben Neid hinaus, noch tiefer hinein in ihr reiches, langes Leben – –. Sollte denn wirklich dieser Neid das Allerälteste sein, was sie von sich wußte, – diese große Sehnsucht, doch nicht mehr so demütigend klein zu sein, wenigstens ums Weihnachtsfest herum nicht? O nein! Das Allerälteste, – aus so ganz altersgrauer, beinah sagenhafter Vorzeit irgendwann, – das war wohl die Vorstellung von einem Christbaum, den überhaupt keine Menschenhände schmückten, der Vater und Mutter und Großvater ebenso überraschte wie die Kinder, weil er vom Himmel kam und das Christkind ihn heimlich ins Haus hereinschaffte. Am Weihnachtsabend, wenn sie alle erwartungsvoll versammelt dagestanden, hier in diesem langen Eßzimmer neben dem großen Saal, – dann ertönte in die atemlose Stille hinein ein helles Glöckchen, von niemandem geläutet, und die Flügeltüren des Saales sprangen auf, von niemandem geöffnet, und dann – war Weihnachten! Das Christkind befand sich nicht mehr in dem Saal, aber außer all den Geschenken, all den Lichtern und dem blitzenden Baum hatte es eine himmlische Seligkeit zurückgelassen, wie es sie nirgends weiter auf Erden gab, als nur am heiligen Weihnachtsabend einmal in jedem Jahr –.

Und jetzt entsann Musja sich auch: zwischen dem Christkindwunder und den ersten Weihnachtvorabenden mit Neid, da lag noch etwas dazwischen, etwas Trauriges, – ein bitterliches Entsetzen darüber, daß die Weihnachtsbäume im Walde geholt werden und das Weihnachtskonfekt beim besten Petersburger Konditor, bei Berin, in der Kleinen Morskaja-Straße.

Auf welche Weise Boris das damals in Erfahrung gebracht, das wußte Musja jetzt nicht mehr; von ihm hatte sie es erfahren, und es stand fest: die Mutter selbst mußte es schließlich zuge-

ben, daß, so über alles lieb und gut das Christkind auch sonst sei, es sich doch ganz unmöglich mit Tannenbäumen und Konfekt befassen könne. Speziell deshalb erschuf der liebe Gott ja eben Wälder und Konditoreien.

Boris triumphierte darüber, – Musja »heulte furchtbar«, wie er sich ausdrückte. Die Mutter nahm sie auf den Schoß und erzählte ihr viele schöne Geschichten, unter anderem auch, wie das gewesen, als Mama ihrem kleinen Mädchen zum ersten Male vom Christkind und dem Weihnachtsfest Mitteilung gemacht, – und als Musja in langem Kinderkleidchen, ganz dumm und erstaunt auf Mamas Knien gesessen hatte. – Ja, *das* mußte wohl lange her sein! Unausdenkbar lange. Denn damals währte ein jedes einzige Jahr nicht etwa nur *ein* Jahr lang, sondern ungefähr hundert Jahre: so schien es Musja. Und nun gar von da ab rückwärts – o von da ging es überhaupt in eine Unergründlichkeit von Zeit hinab, – in etwas Endloses, – – als ob da ganze Jahrtausende, sonderbar und schwarz und ganz unkenntlich geworden vor lauter Alter, übereinandergeschichtet lägen in der dunklen Vergangenheit der kleinen Musja. – –

»*En français, s'il vous plaît!*« erklang die Stimme der Gouvernante über den Tisch, zu Boris hinüber, der sich im reinsten Russisch erging.

»*O fi donc, mademoiselle Marie!* Als ob Sie mich nicht herrlich verstehn! Für Sie: das ist ganz natürlich, daß Sie alles auf französisch sagen! Aber ich habe einen Eid getan, alles nur auf russisch zu sagen. Wenn wir auch nicht eine ganz russische Familie sind, sondern auch ein bißchen eine deutsche, so sind wir deshalb doch noch lange nicht infolgedessen eine französische, und wenn Großpapa auch zufällig einen französischen Namen hat, so ist er doch noch kürzlich ein ganz russischer General gewesen! Nein, hören Sie zu, Mademoiselle Marie: wissen Sie, was ich will? Ich will alle meine Gefühle wie ein russischer Dichter ausdrücken, – erst die leichteren, später sogar die allerschwers-

ten, – und wenn ich einmal ein Gefühl auf russisch nicht genau weiß –«

»*Alors vous me le direz au moins en français, celui-là*«, schlug Mademoiselle Marie vor und hielt ihm zur Bestechung auch noch ein Konfekt entgegen, das beim Binden in der Mitte durchgebrochen war.

»O nein! Dann reiße ich es mir aus dem Herzen«, versicherte Boris und nahm das Konfekt. »Aber wenn ich ein großer Dichter geworden bin, Mademoiselle, dann werde ich nie vergessen, daß Sie mir geholfen haben, es auf russisch zu werden. Sie sollen mal sehen, wie das ist, so ein Dichter –«, er machte mit den Armen eine Bewegung, als ob er an die Zimmerdecke auffliegen wollte. Da er jedoch nicht aufflog, so ließ er seine ziemlich klein geratene, etwas untersetzte Knabenfigur resigniert wieder zusammensinken.

Mademoiselle Maries freundliches, junges Gesicht verriet deutlich, daß sie einer amüsanten Unterhaltung in zwei Sprachen durchaus nicht abgeneigt sei. Indessen, wie konnte sie denn dem lustigen Boris, ihrem lernfaulen Liebling, der mit dem Französischen absolut nicht vorwärts kam, auch noch beistimmen? Sie sagte deshalb mit unnatürlich tiefer ernster Stimme und einem Drohfältchen zwischen den Augenbrauen: »*Vraiment un méchant enfant!* Welchen schweren Kummer Sie mir immer machen!«

Eine Tapetentür im Hintergrunde wurde brüsk geöffnet und, vom Korridor her, den trotz der frühen Tagesstunde schon die Wandlampen erleuchteten, kam der ältere Bruder, der fünfzehnjährige Michael, dazu.

Die Arme schlenkernd, näherte er sich dem Tisch, bückte seine schmal aufgeschossene Gestalt darüber und musterte die ausgelegten Süßigkeiten mit kritischem Gesicht, das etwa besagte: »Na, von weit her ist's gerade nicht, aber probieren kann

der Mensch ja schließlich alles!« worauf er anfing, eine verzuckerte Beere nach der anderen zwischen die Lippen zu stecken.

Alle schwiegen. Boris beschäftigte der Bindfaden plötzlich so sehr, als höre und sehe er nichts, aber das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Mademoiselle Marie hatte über Michael nichts zu bestimmen, sie schwieg demnach ostentativ, und nur die kleine Falte zwischen den Augenbrauen verlor alles Künstliche, sie drohte jetzt ganz natürlich.

Musjas braune lebhafte Augen blickten groß nach dem älteren Bruder hin; sie ließ die Arbeit, stützte ihr Kinn in die Hand und leckte langsam, wie in tiefen Gedanken, an der anderen Hand den klebrig gewordenen Zeigefinger ab, der unwissentlich genascht haben mußte. Michael schien ihr etwas zu vollführen, was unglaublich schändlich zu nennen war, – ein Sakrilegium.

»Als ich noch ›das‹ tat, da war ich noch viel zu klein, um beim Baumschmücken mitzuhelfen!« bemerkte sie und bekam plötzlich das Schlucken.

»Na ja, drum eben tu' ich ›das‹, weil ich zum Mithelfen schon viel zu groß bin, – für Kinder ist ›das‹ auch nichts!« gab Michael prompt zurück.

Mademoiselle Maries Blick irrte entsetzt umher, schon sah sie die drei im hellsten Zank und verschiedene Gegenstände im Zimmer herumfliegen; hastig fiel sie mit gut gespielter Harmlosigkeit ein:

»Ach, was die guten Eltern doch für Freude haben würden am schönen Baum! Da unten in der Krim, da gibt es sicher keine Tannen. Aber dafür erholt sich der Papa dort so gut nach seiner Krankheit, schreibt die Mama. *Les avez-vous lues, les bonnes nouvelles, Monsieur Michèl?* Daher dürfen wir nicht sehr traurig sein, daß die guten Eltern uns fehlen und wir das Weihnachtsfest nicht bei ihnen zu Hause verbringen. *N'est-ce pas vrai, mes enfants?*«

Die Miene der armen jungen Gouvernante deutete dabei abwechselnd so hochgradige innere Anteilnahme, Freude, Rührung, Aufmunterung an, als sie nur irgend in ihre Worte zu legen vermochte. Ganz angestrengt sah sie zuletzt aus.

Michael sagte belustigt: »*O, mademoiselle, quel malheur*, daß Sie erst ein Jahr bei uns sind! Sonst würden Sie nämlich wissen, daß wir Weihnachten *immer* beim Großpapa zubringen und *nie* in unserer Wohnung hinter der Newabrücke. Also brauchen Sie gar nicht so zu deklamieren, – hätten Sie schon lieber gesagt: hier ist ja auch alles weit schöner, die Räume, der Baum, und – – auch die Geschenke –«

»Halt gleich's Maul!« Boris war aufgesprungen und blitzte den Bruder mit empörten Augen an; »glaubst du, ich lasse von dir unsere Mademoiselle lächerlich machen, – eine Dame, – widerlich!«

»O sieh einer den Ritter! Bravo, mein Junge, sehr gut! Aber du kleiner Knirps gehst deiner Dame ja noch unter dem Arm durch, – wachse erst mal, ja?« Michael nahm noch eine Beere und hielt sie während des Sprechens zwischen den Zähnen.

Boris rang mit dunkelrotem Gesicht danach, nur ja nicht zornig oder gekränkt auszusehn, sondern einfach zu Eis erstarrt vor ungeheurer Verachtung. Endlich gelang es. Er fühlte: jetzt sah er so aus. Und schnell äußerte er, – ehe es vorbei war, denn länger als eine Minute konnte er die aufsteigende Wut nicht zurückhalten: »Ich habe dieses Jahr Wichtigeres vorgehabt, als in die Höhe zu schießen wie du, elender Spargel. Das tun nur Leute, die immer nur auf ihr Äußeres Wert legen, anstatt auf ihr Inneres. Ich überlasse es ihnen, sich auszunehmen wie dünn gespitzte Bleistifte. Deine Hopfenstangenfigur borge ich mir noch lange nicht, – diese – diese –« er brach gequält ab, auf der vergeblichen Suche nach einem treffenderen, vernichtenderen Bild.

Michael schlug eine höhnische Lache auf, unbeirrt von Mademoiselles Todesängsten, die bald den einen, bald den anderen

hilflos anlächelte, um gewaltsam die Illusion heraufzubeschwören, als befänden sich alle in geistvoll-friedlicher Unterhaltung.

»Meine Figur nicht borgen! Ja, hast du denn überhaupt eine?! Borgen – famos! Sehr richtig: geborgt hast du deine – beim vorigen Jahrgang geborgt. Haha, famos! Trägt seine alten Jahrgänge auf. ›Bitte‹, sagt er, ›leihen Sie mir doch noch auf ein Jahr – mich selbst, hab' keine Zeit zu wachsen –‹«

Musjas Stuhl fiel um, sie war noch grade schnell genug in die Höhe gefahren, um dazwischen zu springen, als Boris sich auf Michael stürzte.

»Haut euch nicht! Bitte, haut euch nicht!« schrie sie. »Bei Großpapa! Was für ein Skandal. Was bist du für ein böser häßlicher Junge, Mischa!«

Boris fiel keuchend in einen Stuhl. Michael zuckte vornehm die Achseln und ging zur Saaltür.

»Häßlich –?« fragte er über die Schultern. »Na, und du, Kleine? Glaubst wohl gar, daß du schön bist?« – er kam zurück und streckte den Zeigefinger gegen sie aus; »– was für einen großen Mund du hast, – viel zu groß, und abstehende Ohren hast du auch, – glaub mir, wahrhaftig, sie stehen ab. Und viel zu lange Arme, – und wo hast du denn deinen linken Eckzahn gelassen? Der schlummert wohl noch im Schoße der Zukunft. – – Na, sei nur wieder gut, gib mir einen Schmatz!« Er näherte sich ihr und wollte sie küssen, doch Musja wich zurück, weil sie bemerkte, wie scharf beobachtend, mit fast tückischen Augen, Boris dieser Manipulation entgegensah.

Michael stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf.

»Das reine Klettenzeug! Müssen die beiden sich immer ineinander verhäkeln! Na, natürlich, ihr paßt ja auch zusammen! Du, mit deinen Zukunftsohren! Du, mit deinem großen Mund, du Zahnlose! Du, mit deinen langen Affenarmen – die gehören dir ja gar nicht, die sind ja wohl schon zwanzig Jahre alt, – vorausbestellt, scheint es! Na, und die Füße wohl auch, – fünfund-

zwanzig alt sind wohl die. Ja, da lebst du ja wohl auch auf Borg, wie der Knirps da?! Pumpst wohl die Zukunft an?!« Das Entzücken über seinen Witz verbesserte ihm die Laune augenblicklich. »Auf Pump! Auf Pump! *Ecoutez, mademoiselle:* die beiden leben einfach auf Pump. Pumpen die Erwachsenen an, pumpen die Kinder an, – haben selber nichts! Nein, da mach' ich's anders: da pump' ich mir wahrhaftig was ganz anderes!« Er drehte Boris noch eilig eine Nase und verschwand im Saal.

Mademoiselle Marie hatte inzwischen mit etwas zitternden Händen den Rest des Konfekts auf dem ersten Tablett fertig gebunden. Sie hatte dableiben müssen, die Geschwister während des Streites sich nicht selbst überlassen dürfen, fühlte aber hinterher, wie immer, ein schreckliches Heimweh, – als müsse sie hinaus aus all den fremden Häusern ins eigne, – und heim ins eigne Land. Tränen traten in ihre Augen, und unter dem gemurmelten Vorwand, sich die Hände vom Schaumgold säubern zu wollen, verließ sie das Zimmer.

»Also endlich ist es genug, wenigstens für heute, Gott sei Dank!« bemerkte Boris mit einem verdrießlichen Seitenblick auf das Tablett mit den fertigen Sachen. »Alberne Baumschmückerei, greulich langweilig.«

Musja, die am Tisch lehnte, schaute ihn ungläubig an. »Langweilig? Das ist doch nicht dein Ernst? Wir fanden es doch immer ganz prachtvoll?!«

»Ja, früher meinetwegen. Aber allmählich wird es eben langweilig!« beharrte Boris eigensinnig. Er stand auf, ging ans Fenster und blickte in den grauen Dezembertag hinaus, auf die langen, schnurgeraden Petersburger Straßen.

Musja dachte bei sich: »Boris ist das also schon langweilig! Und Mischa ist überhaupt schon davon entbunden! Man will wohl im Leben immer noch höher hinaus? Zuletzt werden die Jungens wohl gar den Silberstern zuoberst an der äußersten Spitze der Tanne befestigen wollen – auf der Leiter. Aber das

wird wohl sogar Mischa denn doch nicht dürfen! Nein, denn das läßt der Großpapa sich nicht nehmen. Den Silberstern wenigstens, den muß er vor ihnen doch voraushaben.«

Nach dieser innern Betrachtung trat Musja zum Bruder ans Fenster, den Kopf mit dem offen über den Nacken niederhängenden Haar an ihn lehnend. Ihr Haar war blond wie seines, in dem Bemühen, das es jedoch in letzter Zeit machte, den braunen Augen nachzudunkeln, war es einigermaßen scheckig geworden. Ein runder schwarzer Hornkamm hielt es, mehr energisch als schön, so straff zurück, daß die Stirn allzu entblößt wurde, – eine blasse, an den Schläfen blaugeäderte Stirn, – und daß auch die Ohren wirklich ein wenig herausstanden.

»Ärgere dich nicht über Mischa! was schadet es, klein zu sein? Napoleon war doch auch nur klein!« tröstete Musja.

»Napoleon! was der mir nützt! Natürlich: wenn einer zu Pferde sitzt, da ist es einerlei. Aber ich will doch kein Feldherr werden. Ein großer russischer Dichter, – das weißt du ja doch!«

»Ja, ja! wie Ignatieff!« bemerkte Musja tiefernst und nickte bestätigend mit dem Kopf.

Sie wechselten einen strahlenden Blick, und nun lächelten sie beide verstohlen. Alles war wieder gut.

»Ja, wenn wir diesen herrlichen Mann nicht hätten! Wir haben ihn ja nur aus der Zeitung geschnitten, aber trotzdem!« sagte Boris gedankenvoll. »Wir haben seinen Geist! Das Buch, das wir erwischten, kennen wir doch so gut wie auswendig, nicht?«

»Das will ich meinen! Und seit ein paar Tagen ist es doch wundervoll: zu wissen, wie nah er wohnt. Zu wissen, daß er zwei Häuser weit von uns lebt und atmet! Welch ein Glück, daß wir bei Großpapa sind, so nah bei ihm. Findest du es nicht wundervoll?«

Boris kraute mit sich verfinsternder Miene seinen kurzgeschorenen Kopf.

»Wundervoll? Ja, – so für Mädchen, wie du, – die wollen nur was zum Anschwärmen haben. Aber mir kann das alles nichts helfen. Was kann mir denn das helfen? Sagen müßte er mir doch, wie ich es anfangen soll, um ein großer Schriftsteller zu werden.«

»Ja, wenn du ihn nur heimlich fragen könntest, – ich dachte schon: zu ihm gehn«, wagte Musja vorzuschlagen.

Aber Boris antwortete ungnädig: »Unsinn, das verstehst du nicht. Das können Mädchen überhaupt nicht verstehn. Das verbietet mir mein Stolz. Man würde später auch immer von mir sagen: ich habe mich an ein Vorbild angelehnt. Dichter werden muß man nämlich eigentlich ganz von selbst«, fügte er kleinlaut hinzu.

Musja schwieg sorgenschwer und dachte angestrengt nach, was da zu machen sei. Nach einer Weile äußerte Boris: »Wenn ich doch wenigstens nicht eine deutsche Realschule besuchen würde, wo man eigentlich gar nicht lernen kann, russisch zu dichten. Aber weil Papa mit dem Direktor so befreundet ist, werde ich geopfert! – – Und wenn wir im Sommer wenigstens nicht in Fin[n]land wohnen würden. – Weißt du noch, diesen Sommer, als ich im Boot fuhr, wie die fremden Fischer mit Steinen warfen? Ja, die lieben uns nicht! Und zu russischen Fischern kommen wir nicht. Ach, wenn wir doch einmal da irgendwo auf dem Lande wohnten, – so weit da in Rußland, wie Ignatieff singt –«

»Es geht eben nicht, wegen der Wanzen, sagen sie alle«, äußerte Musja bekümmert.

Der Diener ging mit einer Lampe durchs Zimmer. Die Saaltür wurde aufgemacht und der fertige Baumschmuck hineingetragen.

Im Saal stand eine riesige Tanne, deren Spitze die hohe Decke des Zimmers berührte. Die Lampe erleuchtete nur spärlich das weite Gemach mit den weißtapezierten Wänden, dem Bech-

steinflügel und den bronzebraunen Sammetmöbeln. Dieser Saal pflegte sonst nur zu größeren Gesellschaften benutzt zu werden.

Mademoiselle Marie und die beiden Kinder machten sich ziemlich wortkarg dran, die Zweige zu behängen. Ganz zu unterst, wo der Baum mitten aus dem bethlehemitischen Stall herauswuchs und eine allerliebste Landschaft beschattete, durch die drei kleine heilige Könige ritten, sollte man nur die schweren Äpfel, Orangen und gefüllten Attrappen verwenden. Der Diener stand in respektvoller Entfernung, weißbaumwollene Handschuhe an den Händen, und reichte von den beladenen Seitentischen alles Erforderliche zu.

Das feierliche Schweigen wurde erst gebrochen, als der alte General Ducamps nach Hause kam. Gleich vom Vorflur kam er zu den Kindern in den Saal herein, gefolgt von Michael, mit dem er sich eben auf der Straße getroffen hatte.

Sofort ließen Musja und Boris den Baum im Stich, um auf ihn zuzulaufen. Sogar die Französin ging ihm lebhaft, mit unwillkürlicher Freude entgegen, bis ihr plötzlich einfiel, daß sie ja weder *für* den alten General noch auch *von* ihm angestellt sei, und sie daher etwas unvermittelt unterwegs halt machte.

»Nein, wartet mal, ihr Ungestüme, warte mal, Musja, – erst die großen Damen, dann die kleinen Damen!« sagte der alte General, sich zärtlich von den beiden Enkeln befreiend, um zunächst die Gouvernante herzlich zu begrüßen.

Nun mußte er den Baum bewundern, den man erst vor einigen Stunden gebracht. So bald ließen sie ihn nicht los, das wußte er sehr wohl! Seit er seinen Dienst aufgegeben, nahmen seine Enkel ihn in Allerhöchsten Dienst, wie er glückstrahlend zu äußern pflegte. Und da gab es durchaus keine Pensionierung! »Wenn du erst ganz uralt bist, dann bist du wahrscheinlich erst interessant!« hatte Boris behauptet; seitdem konnten sie es kaum erwarten.

Michael lehnte am Flügel und sah mit undurchdringlicher Miene dem Treiben am Weihnachtsbaum zu; niemandem hätte einfallen können, zu glauben, er mokiere sich bei alledem ein wenig. Indessen, als der alte General sich unerwartet zu ihm wandte, errötete er unmotiviert über das ganze hübsche Knabengesicht mit den noch unbeschriebenen glatten, weichen Zügen.

»Sieh da, setzen wir beiden Alten uns bequem, mein Junge«, bemerkte der General, sich auf dem Kanapee niederlassend, und schon flog die Gouvernante herbei, um die Wachslichter, die dort zerstreut umherlagen, hastig aufzulesen. Sie wollte sich entschuldigen, aber er wich dem aus, indem er ihr mit der feinen Dankbarkeit des alten Mannes dankte, dem eine große, freundliche Tochter etwas Liebes erweist.

»Willst du Zigaretten?« Er bot Michael das gefüllte tscherkessische Etui: ein für allemal war es ausgemacht worden, daß Michael, wenn auch noch nicht zu Hause, so doch beim Großvater sollte rauchen dürfen. »Siehst du, mein Junge, wovon wir eben unterwegs sprachen: warte nicht bis zum Schulaustritt, um dich für einen Beruf zu entscheiden, denke schon früher, denke schon jetzt ein wenig darüber nach. Es würde sicher deinem Vater eine Sorge vom Herzen nehmen.«

Michael hatte sich mit spitzen Fingern eine Zigarette genommen.

»Ich habe gedacht: etwas, was recht schnell geht. Jurisprudenz – da studiert man nur drei Jahre«, antwortete er unsicher.

»Zunächst. Aber dann handelt es sich dabei, wie bei allem darum, sich mit großer Tüchtigkeit zu wappnen. Ganz besonders heutzutage, wo die Konkurrenz so beängstigend zunimmt.« – Der alte General wiegte seinen schmalen, vornehmen Graukopf und sah den Enkel gütig-prüfend an. »Für das, was so jeder Fachmann im Durchschnitt ebenfalls leisten kann, gibt man heute kaum noch was, – zu viele drängen heran, und alles

drängt bei uns nach Petersburg! Daher muß man sorgsam wählen, wozu man am besten taugt. Ja freilich, wer ganz Außerordentliches zu stande bringt, – wer kann, was sonst keiner vermöchte – der ist auch heute gut dran –«

»Ja, das wäre wohl das beste.« Michael rauchte, tiefsinnig vor sich hinschauend. »Das beste wird sein, ich wähle das, – was keiner sonst kann, und tu' das«, meinte er naiv.

Der Großvater unterdrückte jeden Anflug von Lächeln. Statt aller Antwort, die recht schwierig gewesen wäre, klopfte er ihm mit gütigem Wohlwollen auf die Schulter.

»Wie Gott es will!« sagte er erst nach einer langen Pause, nicht sehr laut, und wurde still.

Michael erfuhr so wenig vom unterdrückten Lächeln vorhin, als der Großpapa von dem seinen erfahren. Er bekam eine zweite Zigarette, legte sich ein wenig schräg in den Stuhl zurück, und im Rauchwirbelchen, das, allerlei phantastische Formen annehmend, dicht vor ihm aufstieg, mengten sich ihm sämtliche Berufsbilder durcheinander, in denen der Mann seit Adams Zeiten tätig gewesen. Fast war es, als habe er, Adams Urenkel, alle diese Berufe selbst schon hinter sich, nicht erst vor sich –, so verblaßt lagen sie schon alle da. Eine unendliche Auswahl, dargeboten seinem Gutdünken, ähnlich wie das silberne Tablett mit den verschiedenen Konfektsorten, das neben ihm auf dem Tisch stand, ihn aber augenblicklich nicht anzog, solange diese schwerwiegende Sorge seine Gedanken belastete. – –

Auch der alte General schien mit keinen rosigen Gedanken beschäftigt und blickte stumm sinnend vor sich hin, während in seiner Hand ihm langsam die unbeachtete Zigarette erlosch. Die Kinder schauten ein paarmal vergebens zu ihm herüber, ob er ihnen beim Behängen des Baumes nicht helfen wolle, – da, wo ihre Arme nicht mehr hinaufreichten. Doch Mademoiselle Marie machte ihnen ein Zeichen, ihn nicht in seinem Sinnen zu stören.

Musja schlich sich an die Rückseite der Tanne, wo Boris eben kleine Metalleuchter für die Wachskerzen verteilte. Sie nahm ihn beim Ärmel, schob ihn etwas tiefer in den breiten Schatten des Baumes, den das einsame Lampenlicht vom Flügel her nicht mehr erreichte, und flüsterte ihm zu: »Ich habe etwas Besonderes zu Weihnachten für dich. Aber ich will es dir lieber vorher sagen. Es ist etwas sehr Schönes. Aber es ist ganz schwer, es zu stande zu bringen. Du mußt mir auch ein bißchen helfen.«

»Ja, was ist es denn?« fragte Boris; er drückte die Wachskerzen in den Leuchtern fest, »Ich dachte so bestimmt, es sei ein Tintenwischer, – war denn das gestickte Tuchläppchen in deinem Nähkorb, – ganz zu unterst lag es doch, – war es nicht für einen Federwischer?«

Musja schüttelte vielsagend den Kopf; sie kam ganz dicht an sein Ohr: »Nein, der Tintenwischer ist es nicht, – – es ist Ignatieff, den ich dir schenken wollte.«

Boris ließ mit einigem Geräusch die kleinen Leuchter zu Boden prasseln.

»Igna – –, wie meinst du denn das?! Wie willst du denn den verschenken, möchte ich wissen?!«

Musja kauert sich hastig nieder, die Leuchter zusammenzuraffen, wobei sie in der Erregung einen Baumast streifte und sich das Kleid über der linken Schulter zerriß.

»Ich will zu ihm gehn, – ihn bitten, daß er uns sagt, wie du ein russischer Dichter werden könntest.«

Boris kniete ganz aufgeregt neben ihr hin, er sah sie voll Spannung an.

»Ach nein?!« flüsterte er. »Das ist doch nicht dein wirklicher Ernst? Das würdest du doch nicht tun? Musja, liebe, gute Musja, würdest du denn das tun?«

Sie nickte ernsthaft.

»So schlimm ist es gar nicht. Es ist ja so nah. Die Kirillowna weiß vom Hausknecht ganz genau, wo es ist. Unten im Haus ist

ja der Papierladen. Dann kommt der Torweg, – da geht man hinein in den Hof, – und dann ist es ein Eingang ganz links. Sehr hoch wohnt er, drei Treppen. Ich habe mir's genau angemerkt: Quartier 28.«

»Ja – aber, – wie willst du denn einfach so hingehn?« Boris machte ein sehr besorgtes Gesicht, er wußte nicht recht, ob er Musja ein solches Geschenk machen lassen dürfe.

Sie kauerten noch immer nebeneinander auf dem Fußboden.

»Du hilfst mir eben! Ich brauche gerade ein neues Diktatschulheft; wir sagen: wir wollen in den Laden hinein und eins kaufen. Dann wartest du da, bis ich wiederkomme.«

Boris starrte im Kampf mit sich selbst auf das Parkettmuster, er faßte nach Musjas Hand und drückte sie krampfhaft in der seinen zusammen.

»O Gott, wenn das gelingen würde! Siehst du: dir kann ich es ja gestehen, du bist ja meine Schwester, du bist mein bester, wirklicher, einziger Freund, Musja: siehst du, allein werde ich es nicht zuwege bringen, wenn ›er‹ mir nicht sagt, *wie* ich es machen muß. Dir gesteh' ich es ganz ehrlich, allein kann ich nicht. Aber dann – dann werde ich es bestimmt erreichen! Glaubst du auch daran, Musja?!«

»Ganz bestimmt!« versicherte sie eifrig, »– denn ›er‹ kann bestimmt alles –, aber –« sie unterbrach sich und setzte fragend hinzu, indem sie ihrem Bruder zaudernd in die Augen blickte, »– nicht wahr, *mir* verbietet es doch nicht ›mein Stolz‹ hinzugehn –, du hast das doch nur von dir gemeint?«

Boris starrte ihr ebenfalls in die Augen und sann nach, erschrocken über dies plötzliche Hindernis, das unerwartet drohte.

»– Dir –? Nein – das heißt, ich glaube nicht, – – du wirst ja kein Dichter!« meinte er, ermutigend. »Nein, also was für ein Stolz sollte das sein? Aber wenn du glaubst, daß es so einen gibt –?«

Musja glaubte es nicht. Eben wollte sie es versichern, als der alte General sich langsam, mit etwas steifen Beinen, vom Sammetkanapee erhob und die Kinder in ihrer verstohlenen Beratung unterbrach.

»– Matwej, – die Leiter –!« befahl er dem Diener, und fuhr sich mir der rechten Hand über die Stirn, wie um sie glatt zu machen für lauter freundliche Gedanken. »Was –? So hoch am Baum seid ihr schon ohne mich gekommen, ihr Tausendsassas? Nun, aber wartet mal, – an die Spitze kommt ihr mir nicht! Jawohl, da klettert der Großpapa ganz allein hinauf! Wo ist denn mein Stern?«

Musja kam schon damit angerannt, indes Matwej die lange Leiter hart am Baum aufstellte. Es galt den großen, prachtvollen Silberstern mit einem Engelskopf in der Mitte.

Mademoiselle Marie näherte sich besorgten Auges der Leiter und legte unwillkürlich ihre beiden Hände wie zum Schutz an dieselbe. Von der anderen Seite stand kerzengerade, mit ehrerbietiger Miene der Diener und hielt die Leiter fest. Auch Michael trat herzu.

Langsam und bedächtig, eine Sprosse nach der anderen nehmend, klomm der alte General bis ganz hinauf. Den Stern hatte er sich mit der daran haftenden Nadel vorläufig wie einen Riesenorden an seinen Hausrock festgesteckt.

Unter atemloser Spannung, den Kopf zurückgebeugt, den Mund halb offen, sahen ihm die Kinder nach, wie er sich oben etwas schwankend aufrichtete, nach den höchsten Zweigen des Baumes hinübergriff und den Silberstern an der äußerste Spitze befestigte, die im Zurückschnellen die ganze Tanne erzittern ließ und dann unter der blinkenden Last ihres Sterns ein wenig gekrümmt blieb.

Leise knisternd rieselten etliche Tannennadeln zwischen den Zweigen zu Boden.

Als der alte General glücklich wieder unten angelangt war, ging ein Aufatmen durch die drei Großen unter dem Christbaum.

»Daß du dich aber auch damit abmühst, Großvater! Du solltest es uns überlassen«, sagte Michael.

Musja sprang dem Großpapa in die Arme.

»Abmühst –?« rief sie hell. »Ach, hör doch nur, was Mischa sagt! Als ob du dir das nehmen lassen würdest, nicht wahr? Als ob du dir das Allerschönste nehmen lassen würdest – dein ganzes Weihnachtsvergnügen, nicht wahr? Nicht wahr?«

Der alte General fing sie in seinen Armen auf und küßte sie über und über.

»Jawohl, – ja gewiß wahr. Was sollte der Großpapa wohl machen, wenn man ihm seinen Stern abnimmt, seine schönste Dekoration – nein, den sollt ihr ihm wohl lassen! Den sollen sie ihm lassen, alle die Habgierigen da, die Großen da! Ihr Kleinen gönnt ihn mir noch, was –?«

Der Diener trug die Leiter fort, Mademoiselle Marie ging hinaus, um für den Abendtee zu sorgen. Für heute war es der Arbeit genug, entschied der Großpapa, morgen konnte sie beendet werden, und übermorgen wurden die Türen verschlossen: da fing der heimliche Aufbau an.

Boris und Musja standen Hand in Hand vor dem Baum und schauten zum blinkenden Stern hinauf.

»Woran denkst du jetzt?« fragte Boris; »ich denke an I – – –«

Musja lächelte geheimnisvoll.

»Ach, ich auch! Ich denke daran, daß morgen um diese Zeit –, daß ich dann vielleicht schon da war –. Und dann?!«

»Dann gibt es zu Weihnachten nichts so Schönes, als was du mir schenkst!« sagte Boris begeistert.

Sie sah ganz still, ganz verklärt in die dunklen Zweige hinein, die hie und da, an einzelnen Stellen erst, weihnachtlich erschimmerten.

»Doch. Das noch Schönere, das habe doch ich. Ich habe es noch schöner: *ich habe ihn dann gesehen!*« erwiderte sie leise, fast scheu.

»O, sehen – das ist noch nichts! Nein, ich selbst will durch ihn was werden, was sich sehen läßt. Und ich werde es auch, paß mal auf! Als der Großpapa vorhin den Stern da oben anmachte, da schlug mir ordentlich das Herz, ich dachte: fällt der Großpapa nicht herunter, so gelingt's – fällt er herunter –«

»O pfui, Boris! Daß du aber auch so etwas Furchtbares dir ausdenken konntest!« rief Musja voller Entsetzen.

»Er hätte doch auch ganz gut heruntergleiten können, ohne sich weh zu tun.«

Musja schwieg. Sie faßte nach einer der neuen Bonbonsattrappen, die am Christbaum hingen, einer zierlichen Windmühle, an der die Flügel sich wirklich drehten; lauter Schokoladenplätzchen lagen drin.

»Wie wir ganz klein waren, da waren wir doch auch noch schrecklich dumm«, bemerkte sie und lachte plötzlich hellauf. »Stell dir vor, ich meinte immer: um den Stern an der Weihnachtstanne zu befestigen, dazu müßte man General sein, – wie Großpapa! Ich wußte noch gar nicht, daß alle Papas und Großpapa dieses Vergnügen haben dürfen.«

Boris sah seine Schwester etwas unsicher an.

»Ja, glaubst du denn wirklich, daß das für Großpapa oder die anderen Papas ein Vergnügen ist?«

Musja ließ die Windmühle los, sie wandte sich erstaunt nach dem Bruder um.

»Ja – etwa nicht?!«

Boris wußte nichts zu antworten. Musjas ehrliches Kindererstaunen machte ihn selber verwirrt. Sollte sie doch recht haben?

Als der Großvater mit der Abendzeitung zur Lampe herantrat, um zu lesen, blickte Boris ihn durchdringend an – –.

II.

Vom Nähtisch im erhöhten Fenstererker fiel der großgemusterte schottische Wollenstoff schwer nieder bis auf das Fußbänkchen. Musja saß da auf ihrem kleinen Schemel wie hinter einem faltigen Vorhang, der sie ganz einhüllte. Es sollte ein Kleid werden für sie selbst, und die Kirillowna nähte schon seit ein paar Tagen von früh bis Dunkelheit daran.

Musja hatte einen Fetzen von dem Zeug erbeutet; das große Muster lief in seiner Mitte in lauter graugrünen und blauen Streifen zusammen, und über das alles hinweg ging ein einzig[e]s rotes Carreau, das nicht mehr recht zu Ende kommen konnte auf dem schmalen Stück. Das sah dadurch merkwürdig aus, fast wie erblindet neben dem großen, schönen Stoff, der seine leuchtenden roten Vierecke alle ordentlich beisammen hatte.

»Es muß ein Bettvorleger werden, dann schadet es nichts – Teppichen kann das passieren«, entschied Musja und blickte vom Fußbänkchen zur Kirillowna hinauf. »Weißt du, die kleine Damenpuppe, mit der Spitzenmantille, die hat doch ein eigenes Bett und einen eigenen Waschtisch, aber keinen Betteppich.«

Die Kirillowna schob einen neuen Saum unter das Nähtad, und die Maschine surrte los.

»Wenn ich nur wüßte, warum Sie was nähen für die Puppenmadams! Wenn Sie doch nicht mit den Puppen spielen«, bemerkte die Kirillowna, als sie für eine Minute das Rad anhielt.

»O, manchmal spiel' ich doch! Nicht mehr oft. Aber für die Puppen zu nähen, ist doch noch hübsch.« Musja bückte sich nach einem Baby, das in langem Tragkleidchen am Fußboden neben ihr lag; es war nur ein mit Werg gestopftes, recht gewöhnliches Baby, indessen von sehr beträchtlicher Größe.

»Es bewegt nicht mal die Augen. Und die Haare sind auch nur drauf gemalt – es hat gar keine Haare; früher kam es mir darauf gar nicht an, jetzt kränkt es mich aber.«

»Ein Baby braucht noch keine Haare«, äußerte die Kirillowna ernst, »es braucht nur Hemdchen, Windeln, Jäckchen –.« Sie befestigte mit ernstem, sorgenvollen Gesicht die Säume; darüber hinweg schielte sie nach Musjas großem Puppenkind.

»So klein ist meins aber nicht, mindestens ein Jahr alt schon«, berichtigte Musja.

Die Kirillowna seufzte nur; tiefer neigte sie ihre entzündeten Augen über die Arbeit, um im grauen Morgenlicht mehr zu sehn, und das Rad surrte weiter.

Musja stand von ihrem Fußbänkchen auf und ging durchs Zimmer bis an das Bett von Boris, das für diese Zeit hier seinen Platz gefunden hatte. Es war ein schmales Durchgangszimmer, und Boris hatte auch nur wenige seiner Sachen von zu Hause mit herübergenommen. Aber über dem Bett – im Zeitungsabdruck nach einer Photographie, mit bunten Wasserfarben angemalt – hing sein Held, Apollon Pawlowitsch Ignatieff, in einem breiten Rahmen aus Goldpapier; denn es sollte auf jeden Fall ein selbstgefertigter Rahmen sein, der ihn umgab.

Die Farben machten sich nicht besonders gut auf dem Druckpapier, und ganz genau konnte man ja auch nicht wissen, welche Farben der Wirklichkeit entsprachen. Allein eben das besaß gerade einen ungeheuren Reiz. Nach langem und tiefem Nachdenken hatten Musja und Boris dem teuren Bilde blaue Augen, rote Wangen, goldblondes Haar und einen etwas dunkleren Bart gegeben, der übrigens nur das untere Kinn spärlich bedeckte. An der Wange schimmerten leider allerlei Wörter von der bedruckten Kehrseite durch; sie erhielt dadurch ein Aussehen, als ob sie schlecht rasiert sei.

Musja stand vor dem Bilde und bewegte ungeduldig die Füße; Boris mußte jeden Augenblick kommen, um sie abzuho-

len! Der Großpapa hatte ihn nur noch ganz schnell einer Weihnachtsbestellung halber in die nächste Straße geschickt.

Jetzt – jetzt, in einer Viertelstunde vielleicht schon, würde sie vor »ihm« stehen! Boris meinte freilich: das sei noch das wenigste: ihn sehen. Aber ihr war er doch der, von dem sie nun schon Wochen und Monate geträumt hatte, nicht wie Boris geträumt, daß er sie dies oder jenes lehre, ihr zu irgend welcher eigenen Größe verhelfe – o nein! Aber was hatte sie denn im Grunde geträumt?

Sie konnte es selbst kaum sagen. Einfach, daß er sie an der Hand genommen hätte wie eine alte Bekannte und sie durch große, freundliche Wiesen geführt, die voll von lauter Sommerblumen standen –. Solche Wiesen, wie sie in seinen Liedern und Dorfschilderungen vorkamen, solche Wiesen, wie nur er sie zu zeigen verstand –. Wenn Apollon Pawlowitsch Ignatieff in ihren Träumen Musja durch seine schlichte, russische Landschaft hindurchführte, dann verwandelten sich seine Wiesen und Felder, Flüsse und Bauernhäuser in die blühendsten Gärten, in die berauschendsten Wunder, die ihre Kinderphantasie sich vom Leben zu dichten vermocht – –.

Als Musja mit einem Stoßseufzer beklommener Ungeduld wieder an ihren im Stich gelassenen Bettvorleger ging, bemerkte sie, daß die Kirillowna das Baby vom Fußboden zu sich auf den Schoß gehoben hatte und es eingehend betrachtete.

Sowie die Kirillowna Musjas Blick auffing, wurde ihr farbloses, breites Gesicht dunkelrot.

»Ach, was so eine Puppe aber schön ist!« sagte sie und lächelte verlegen, so daß ihre zerbrochenen Vorderzähne zwischen den Lippen zu sehen waren.

Musja legte die Hände auf dem Rücken zusammen und schaute mit einer herablassenden kleinen Überlegenheit zu ihr hin.

»Du kannst gern mit meinen Puppen spielen, wenn du willst«, erklärte sie nachsichtig; »auch mit dem Baby. Daß du dich aber noch dafür interessierst, Kirillowna!«

»Dieses hat so schöne Windeln. Und auch gestrickte Jäckchen hat es, – von weicher, weißer Wolle mit blauen Schleifen«, meinte die Kirillowna mit gedrückter Stimme. Sie legte das Baby auf den Tisch und faltete einen neuen Kleidersaum.

»O ja. Aber die kleine Damenpuppe hat noch weit feinere Sachen«, versicherte Musja voll Genugtuung.

Die Kirillowna schüttelte den Kopf.

»Diese hier ist schöner. Sie ist groß. Sie ist wie ein wirkliches Kind. Viel schöner ist diese«, beharrte sie, und wieder sah sie, in Gedanken verloren, nach dem Baby hin.

Musja machte ein verschmitztes Gesicht. Sie schmiegte sich an das gebückt dasitzende Mädchen und flüsterte mit schelmisch aufleuchtenden Augen: »Du –! Ich weiß schon ganz gut! Aber warum machst du es auch so schrecklich deutlich, Kirillowna?! – – Ich weiß ganz gut, warum du das Baby immer so ansehen mußt und dabei ganz rot wirst. Wirklich ganz rot bist du geworden, Kirillowna –!«

Das Mädchen war so erschrocken zusammengefahren, daß Musja selbst erschrak und rot wurde.

»Nein, – wie denn, – gar nicht, – nein, gar nicht, – wie können Sie denn das wissen?« murmelte die Kirillowna, mühsam sich fassend.

Musja starrte sie ganz erstaunt an.

»Ich meinte nur, – ich dachte mir, es sei das Jäckchen, was du neulich gearbeitet hast. Ich sah ja gut, daß du heimlich dran gearbeitet hast –«

»Was für ein Jäckchen –?! Gar kein Jäckchen ist da!« versicherte die Kirillowna fast böse.

»Ich dachte ja nur: es sei für mich! Für mein Baby«, sagte Musja kleinlaut. »Ist es denn gar nicht für mich gewesen?! Du

versteckte es doch in der Schürze, wie ich kam, – von weißer Baumwolle war es –«

Die Kirillowna machte nur den Mund auf, aber besann sich gleich wieder, antwortete nichts und bekam ein hartes, ratloses Gesicht. Plötzlich hob sie die Hand mit dem Fingerhut vors Gesicht und fing an zu weinen.

»O Gott, Kirillowna, liebe Kirillowna, wein doch nur nicht!« rief Musja ganz außer sich und drückte sich enger an ihre Knie. »Verzeih mir, – es war so dumm von mir! Verzeih mir doch nur!«

Musja war überzeugt, dem Jäckchen sei irgend etwas Böses zugestoßen, und darum gräme die arme Kirillowna sich nun. Schon seit Jahren schenkte sie den jüngeren beiden Kindern stets etwas zu Weihnachten, denn seit sie denken konnte, lebte sie bei ihnen; vor einem halben Jahr war sie zwar fortgegangen, ins Dorf zur Mutter, und seitdem besaßen sie ein neues Dienstmädchen, aber dann war sie wiedergekommen und diente jetzt beim General. Bei ihm hatte schon ihr Vater, Kyrill, noch als Leibeigener, den Dienst versehen; nach ihrem Vatersnamen wurde sie noch immer »Kirillowna« gerufen, obschon sie Agrafena hieß.

»Ist dem Jäckchen was Unangenehmes passiert? Ist das Jäckchen vielleicht – verbrannt –?« riet Musja herum.

»Verbrannt? Nein, es ist nicht verbrannt, ihm ist nichts passiert, – für mich selbst war aber das Jäckchen, – weil – ich – ich wollte so gern auch so eins zum Spielen haben«, murmelte die Kirillowna hilflos, ganz verstört, und dabei sah sie ängstlich nach, ob ihre Tränen nicht den schönen Kleiderstoff feucht gemacht hätten. Ihrem armen Kopf fiel es zu spät ein, daß Musja ihr ja doch bessere Lügen ganz nah legte.

»Ach – nein, wirklich für dich selbst?!« rief Musja voll Erstaunen. Sie hatte zum Glück gar nicht Zeit, sich auszuwundern, denn schon war Boris zum Abholen da und nahm alle ihre Gedanken ganz gefangen.

Boris war noch im Pelz und Überschuhen, bereit, gleich zu gehen. Er blickte Musja nur bedeutungsvoll an, sie flog schon, sich das Mützchen aufzusetzen und ihren wattierten Mantel zu nehmen.

»Adieu, – adieu, Kirillowna! Es ist sehr wichtig! Sei nur nicht mehr traurig, – übermorgen ist ja Weihnachten!« rief Musja dem Mädchen noch möglichst eindringlich zu, und stürzte hinaus.

Ohne ein Wort zu sprechen, mit gespannten Zügen und aufgeregten Augen gingen die Kinder nebeneinander bis an den Vorflur, an dem das Arbeitszimmer des alten Generals lag.

Vor der Tür blieben sie stehen. Einer stieß aufmunternd den anderen, ehe sie anklopften.

Der Großpapa kam ihnen zuvor und öffnete die Tür, herausschauend.

»Nanu – was scharrt denn da? Wer ist denn da?« fragte er freundlich. »Was? Beide zum Ausgehen gerüstet? Wohin denn, wenn ich fragen darf?«

»Etwas spazieren!« erklärte Boris hastig, und Musja setzte hinzu: »Und ein neues Diktatheft brauche ich aus dem Papierladen. Es kostet aber zehn Kopeken.«

Der alte General zog seine Geldbörse und suchte zwischen den Silberlingen.

»Zehn habe ich nicht! Wie wär's denn mit zwanzig? Vielleicht ist im Laden irgend etwas, was für die anderen zehn Kopeken einspringt? Denk mal nach! Was gibt's denn in dem Papierladen?«

Die Geschwister sahen einander mit stummer Frage an, ihre Phantasie zermarternd. Endlich sagte Musja zögernd: »Etwas ist wohl da. – Aber das ist viel teurer, gewiß. Etwas Wunderschönes ist es!«

»Was ist es denn? Ist es denn so ganz unerschwinglich?«

»Ein Tintenfaß ist es!« antwortete Musja, schon mutiger. »Ganz aus Glas ist es, mit lauter gläsernen Kanten und Ecken, – und dann, mitten drin – irgendwo mitten drin –«

»Ist eine Landschaft –«, vollendete Boris enthusiastisch. »Es ist ein herrliches Werk, Großvater!«

»Ja, das scheint mir ja auch! Nun, das wird am Ende wohl gar fünfzig Kopeken kosten, was meint ihr wohl.«

»Es kostet sechzig! Es steht dran geschrieben«, berichtete Boris sehr betreten, mit sinkender Stimme.

»Also sechzig! Da sind drei Zwanziger, ihr kleinen Verschwender, – – eins, zwei, drei, – stimmt es?« Der Großvater zählte Musja das Geld in die Hand, in der schon der erste Zwanziger bereit lag.

»O Großpapa! Ich danke dir! Ach Großpapa, solch ein herrliches Tintenfaß! Und darf ich damit machen, was ich will?!«

»Ja, gewiß. Aber was soll man denn mit einem Tintenfaß weiter machen? Soll es am Ende eine Suppenterrine für die Puppen sein?«

»Nein, *so* dumm ist doch Musja nicht mehr! Aber – es verschenken«, fiel Boris atemlos ein.

»Ach so!! Nun ja, gewiß, warum nicht. Wem wollt ihr es denn schenken?«

Beide sahen ihn verlegen und errötend an, ohne zu antworten.

Der alte General räusperte sich. Er war ziemlich fest davon überzeugt, daß er selbst das Tintenfaß, mit der Landschaft inwendig, haben sollte.

»Nun, behaltet nur eure kleinen Weihnachtsgeheimnisse für euch. – Und bleibt nicht zu lange fort, hört ihr? Nicht zu lange!«

Sie küßten ihn auf den Mund mit dem borstigen weißen Schnurrbart, gingen hinaus, durch den Vorsaal, und klinkten die Tür zur Treppe auf.

Auf der Treppe standen sie still, strahlenden Auges schauten sie sich an.

»Für ›ihn‹ –!« flüsterte Musja, und gleichzeitig schrie Boris auch laut, beseligt: »Für ›ihn‹!«

»Was er für Augen dazu machen wird?! Und es würde sich auch nicht schicken, daß ich ohne Angebinde komme; es ist ja doch Weihnachten! Ob ›er‹ einen Baum hat?!«

Stolpernd liefen sie die Treppe hinunter, die schwere Haustür fiel hinter ihnen zu. Draußen lag grauer windloser Frost; man konnte Schnee erwarten.

Auf der Straße hasteten viele Menschen, mit Einkäufen und Besorgungen zu den Festtagen beschäftigt. Boris und Musja hielten einander an der Hand. Die kurze Strecke bis zum Hause mit dem Papierladen unten erschien ihnen wie eine lange und feierliche Wanderung, – etwas ganz Neues, Märchenhaftes fing ja dort an, wenn sie erst das Tintenfaß haben würden und in den großen Torbogen nebenan eintreten.

Ein paar Damen gingen vor ihnen in den Laden herein, aber sie holten nur etwas ab und waren schnell wieder draußen. Jeder eilte heute.

Boris und Musja folgten den beiden Damen, und ihre Augen irrten über die Menge der ausgelegten Gegenstände hin, nach den gläsernen Tintenfässern.

»Sie wünschen –?« fragte die Verkäuferin die beiden Kinder, die noch Hand in Hand dastanden.

»Ein Schulheft!« sagte Musja.

»Ein Tintenfaß!« sagte Boris im gleichen Augenblick.

»Bitte: ein Schulheft oder ein Tintenfaß?« bemerkte die Verkäuferin nervös, eilig.

Musja erklärte furchtsam: »Erst ein Tintenfaß, aber dann auch ein Schulheft, – aber eins ganz von Glas, bitte, ein solches mit einer Landschaft drin.«

»Das Schulheft soll aber von Papier sein«, berichtigte Boris schnell; er hatte die Tintenfässer schon erspäht und nahm eins davon zur Hand.

Es war hellgrün, aber es gab auch blaue und rötliche da. Zwischen den blauen und rötlichen schwankten die Kinder lange. Endlich gefiel ihnen das rote doch am besten.

»Was ist es denn für eine Landschaft?« erkundigte Musja sich zaghaft. Durch die gläsernen Achtecke konnte man es nicht recht erkennen.

»Es ist gar keine Landschaft, – der Eiffelturm ist es«, bemerkte die Verkäuferin irritiert durch die Langsamkeit, mit der das Geschäft sich abwickelte.

»Der Eiffelturm!! – – Das ist in Paris«, meinte Boris nachdrücklich, damit sie es auch hörte.

Musja nahm das blaue Schulheft unter den Arm und steckte das Tintenfaß in die Tasche. Sie bezahlten und bekamen zehn Kopeken zurück.

Als die Ladentür zuklappte, bemerkte Musja besorgt: »Ob das auch das Schönste war? Er wird gewiß nicht begreifen, daß es der Eiffelturm ist. – Da lag ein Falzbein, hast du es gesehen? Ein Falzbein mit einem Mohrenkopf –«

»Nein, warum einen Mohrenkopf? Er schreibt doch nicht für die Neger«, meinte Boris unwillig. »Frauen sind immer so unentschlossen. – Am Ende gehst du noch nicht mal hin –?«

Im Grunde seines Herzens hegte er nämlich diese Befürchtung.

Sie standen vor dem großen Torbogen, dessen Öffnung wie ein schwarzes Loch aussah.

Musja erwiderte nichts. Auch ihr schien zwischen dem letzten Augenblick, der noch mit Vorbereitungen hinging, und dem ersten Eintritt hier eine sonderbare, unermeßliche Entfernung zu liegen, – und doch wieder etwas so Plötzliches, so Jähes, so Unerwartetes, als wäre sie vom ruhigen Zimmer zu Hause bis in diesen Torbogen wie von einem Eiffelturm hinuntergesprungen mitten in ein tiefes, sehr kaltes Wasser.

Sie klammerte sich fester an die Hand des Bruders und flüsterte ganz benommen: »Komm.«

Auf dem Hof war der Schnee etwas zur Seite gefegt, ein schmaler Weg wurde frei zu den Eingängen ins Hinterhaus rechts und links. Kleine Kinder spielten vor der einen der beiden Türen, die Köpfe mit warmen Tüchern umwickelt; ihre Stimmen hallten schrill von den hohen Hausmauern wider.

Boris und Musja fanden den Eingang links; über ihm stand eine ganze Reihe von Quartiernummern, von 15–37.

»Es ist 28, – es ist hier!« murmelte Musja. Ihr wurden die Hände trotz des kleinen Muffs, den sie am Band um den Hals trug, ganz kalt.

Boris kam noch mit hinein bis auf die dunkle, unsaubere Steintreppe. Er war nicht weniger aufgeregt als die Schwester, wenn er es auch zu verhehlen trachtete.

»Also adieu!« sagte er gezwungen und gab ihr die Hand. Aber dann drehte er sich noch einmal um, und fiel Musja um den Hals, wobei ihn nur der Muff störte, der zwischen sie beide geriet.

Musja hatte sichtlich diese Umarmung auch erwartet; es nahm sich aus, als nähmen die zwei stummen, zärtlichen Abschied auf wer weiß wie lange.

Endlich riß Musja sich los und lief die erste halbe Treppe hinauf. Boris stand unten und sah empor.

»Höre, du sagst also nicht: ›Herr Ignatieff‹ zu ihm, – du sagst: ›Apollon Pawlowitsch‹, – das ist viel russischer.«

»Ja, ich weiß schon.« Musja stieg langsamer weiter, hielt sich am Geländer und schaute hinab.

»Und du nennst keinen Namen, – hörst du? Meinen Namen nennst du nicht, – ›von einem Ungenannten‹, sagst du.«

»Gut, gut.«

Jetzt sah sie Boris nicht mehr, jedoch stand er noch immer unten. Erst als sie die dritte Treppe erreichte, kam jemand ge-

räuschvoll durch die Tür unten herein, – da ging Boris wohl fort. Laut zu ihr hinaufzurufen wagte er nicht mehr.

Die Schritte, die hinter ihr herkamen, ließen Musja gar keine Zeit zum Zaudern und Besinnen mehr. Es schien ihr aus irgend einem Grunde schrecklich, von ihnen eingeholt zu werden. Sobald sie deshalb oben vor einer ziemlich schmutzigen, gelben Tür angelangt war, über der eine 27 prangte, zog sie heftig, förmlich hilfesuchend, an der lang niederhängenden, rostigen Klingel.

Es schrillte über die ganze Treppe, entsetzlich laut –. Neben der Klingel befand sich ein Schild auf der gelben Tür. Musja bemerkte es erst jetzt. Aber auf dem Schild stand kein Name, – »Hebamme« stand mit großen Buchstaben drauf.

Eine lässige Hand machte die Tür nur eben spaltenweit auf.

»Es wird wohl keine solche Eile haben? Von wem –? Ein kleines Mädchen? Es ist wohl zu Natalia Semenowna? Die bin ich.«

Die Tür wurde ganz geöffnet, eine hagere, starkknochige Person in niedergetretenen Pantoffeln, die sich eben die Hände an der Küchenschürze abtrocknete, erschien auf der Schwelle.

Sie brachte eine ganze Wolke Dampf und Küchendunst mit sich, einen scharfen Geruch nach Zwiebeln; hinter ihr zischte und brodelte es auf dem Herd der kleinen, halbdunklen Küche, in die man direkt von der Treppe aus trat.

»Nun, komm nur herein!« sagte sie, nahm Musja bei der Schulter und schob sie in die Küche; »ich muß mich nur eben umziehen, – eilt es denn sehr? Wie geht es denn Mutter?«

»Danke, gut!« antwortete Musja verständnislos und machte für alle Fälle einen Knicks; warum mußte diese schreckliche Frau, die aussah wie eine Menschenfresserin, sich umziehen? Und warum fragte sie nach ihrer Mutter?

»Wohnt denn ein Herr Ignatieff nicht hier? Apollon Pawlowitsch Ignatieff?« fragte sie zitternd vor Verlegenheit.

»Ja, der wohnt auch hier. Das ist doch mein Bruder! Aber was soll denn der? Der kann dabei durchaus nichts helfen.«

»Doch! Er kann gewiß helfen!« Musja nahm ihren ganzen Mut zusammen. »Ich soll ihn sprechen! Ich bin zu ihm hergekommen! Bitte, lassen Sie mich ihn doch sprechen! Es ist etwas sehr Wichtiges!« beteuerte sie mit flehenden Augen.

Die Hebamme sah verblüfft aus.

»Ja, warum kannst du denn nicht eher das Maul öffnen, du Balg!« schrie sie, vor Ärger errötend, und begann sich wieder auszuziehen. »Von wem kommst du denn also eigentlich?!«

»Ich komme von einem Dichter!« stammelte die arme Musja ganz außer sich.

Natalia Semenowna schlurfte zur Tür, die von der Küche ins Nebengemach führte, und klopfte unwirsch mit der ganzen Faust daran.

»Apoloschka! Gefälligst! Da ist jemand von einem Dichter hier!« rief sie höhnisch.

Die Tür ward von innen aufgestoßen. Zugleich wurde ein langes Gähnen vernehmbar.

Ehe Musja begriff wie, befand sie sich in einem schmalen Gemach mit einem einzigen Fenster nach dem Hof zu und einem breiten, zerschlissenen Diwan an der Hinterwand, vor dem ein Tisch stand.

Apollon Pawlowitsch war, nachdem er sie eingelassen, wieder auf den Diwan zurückgefallen, auf dem er offenbar soeben geruht hatte. Aufrecht sitzend, mit den beiden ausgestreckten Händen zerstreut den Polsterrand des Sitzes umklammernd, starrte er über das Teeglas hinweg, das vor ihm stand, fragend auf Musja.

»Ja, was willst du denn, Mädelchen?«

»Ich komme von einem Dichter, der – der –, von einem, der ein ebenso großer Dichter werden möchte, wie – wie Sie!« sagte Musja sehr leise, mit niedergeschlagenen Augen.

Apollon Pawlowitsch fand nicht gleich eine Antwort; er hustete.

»Er hält mich für einen sehr großen Dichter?« fragte er, außerordentlich sanft.

»Ja. Für den größten.«

Musja hörte, wie er aufstand. Der Diwan krachte. Sie hielt noch immer das Schulheft krampfhaft an sich gedrückt, sie hatte vergessen, es Boris unten abzugeben.

»Er hat etwas von mir gelesen?«

»Ja. Wir beide haben gelesen. –« Musja hob die Augen zum ersten Male zu ihm, und aus diesen begeisterten Kinderaugen strahlte ihm etwas entgegen, das ihn einhüllte in lauter Licht.

»Das also ist er!« dachte Musja andächtig. So also sah er aus. Er hatte ganz andere Farben, als bei ihnen auf dem Bild. Ziemlich dunkle Haare, bäuerisch in der Mitte gescheitelt und nicht ganz kurz; zerzausten, dünnen Bart, sehr hellgraue, momentan ein bißchen verschlafene Augen und ein gelbliches Gesicht, in dem sich die Backenknochen mager und scharf abzeichneten. Er war wohl noch ganz jung, schmalschultrig, und trug eine schäbige, offene Jacke, unter der das am Halseinsatz buntgestickte russische Hemd sichtbar wurde.

Musja fühlte ihre Erwartungen weder enttäuscht noch übertroffen. Sie nahm sein Bild einfach auf –, so, wie es war, so mußte es sein: das war ja *er*! Nicht die Umgebung, in der sie ihn vorfand, nicht der kleine, unordentliche Stubenwinkel, nicht die merkwürdige »Menschenfresserin« draußen in der verqualmten Küche flößten ihr Verwunderung ein oder sanken gar zu all den übrigen Gegenständen des Lebens herab, die man zu beurteilen wagt –.

Sie stand da und betrachtete ihn voll Andacht.

»Was für ein Glück, daß Sie in Petersburg sind!« sagte sie, in seinem Anblick verloren, und lächelte.

»Ja, es ist wirklich ein Glück!« Er fuhr sich durch die Haare, die ihm fortwährend in die Stirn fielen, – »ich meine: ein Glück für mich! Ja, Kultur, – Kultur, – das muß man nur einsehen. Das ist die Hauptsache! Das geistige Leben! Der Fortschritt. Ja, man muß an der Entwickelung der Menschheit mitarbeiten, – man hat die Pflicht. Kann man denn das auf dem Dorfe, – ich bitte Sie, kann man denn das?!«

Musja bemühte sich, zu verstehen, was er sagte.

»Mein Bruder braucht also nicht aufs Dorf zu gehen?« fragte sie.

»Ihr Bruder –?«

»Ja, der Dichter.«

»Ach so, richtig! Ja, – ich vergaß das ganz –.« Apollon Pawlowitsch streckte unwillkürlich die Hand nach dem blauen Schulheft aus. »Was hat er denn schon geschrieben? Das da sollte ich wohl lesen? Das ist wohl aus seinen Werken? Nun, zeigen Sie her! Viel Zeit zu lesen habe ich nicht, aber zeigen Sie her!«

»Ach nein, das ist nur ein leeres Heft!« sagte Musja erschrocken, und in diesem Augenblick war sie selbst erstaunt, daß Boris noch gar nichts geschrieben hatte; – »aber er wird bald schreiben. Wenn Sie ihm nur sagen –«, sie unterbrach sich und fügte mit einem leuchtenden Blick hinzu: »Ach, daß man solche Lieder schreiben kann, – solche wunderschöne Lieder! Wissen Sie noch, das vom Winterabend, – und dann vom kleinen Füllen, wie es neben dem alten Pferd trabt, – von den verkrüppelten Weiden am kleinen Teich hinten, da hinten bei der Scheune, die Weidenbäume, die dann der Frühling so wunderschön anzieht –«

Apollon Pawlowitsch nickte, sein Gesicht verlor jetzt ganz die schläfrige Miene, ein Ausdruck von Frohsinn und Güte überflog es wie ein Lächeln.

»Ja, das ist eins von den besten, und das große, – kennen Sie denn nicht das große? Von den heimkehrenden Dorfpferden,

die nach ihrem Tagewerk des Nachts zur Herde laufen, – weit hinaus in die Steppe, wo der Hirt beim Nachtfeuer wartet. Der Nebel liegt über den Flußufern, aber am Himmel ist ein schwaches Rot und hie und da sieht man die Gestalt eines Pferdes, dahinsprengend, groß gegen das Rot abgezeichnet, – und ein Wiehern geht durch die Stille, ein Aufwiehern sehnsüchtig, laut, – und aus der Ferne die Antwort – –«

»Ach, und das vom Korn im Felde nach dem Gewitter, vom armen, zerschlagenen Korn, – o wissen Sie noch?!« Musja setzte sich in der Aufregung auf die Kante eines wackeligen Rohrstuhles neben ihr am Fenster. Sie verlor alle Befangenheit. Es war, als kennte sie Apollon Pawlowitsch seit langem, langem, – als hätten sie irgendwann zusammen schon ein großes Glück erlebt.

Er trat an den Tisch zurück und trank den Rest kaltgewordenen Tees, der sich noch im Glase befand. Ein Schatten ging durch seine hellgrauen, verträumten Augen.

»Ja, ja!« murmelte er. »Sehen Sie: das ist die Heimat. Heimatluft: ja. Zu Hause, im Dorf: da war es so. Solche Lieder wird Ihr Bruder hier wohl nicht schreiben: sagen Sie ihm das. Und überhaupt: kennt er denn Moskau?«

»Nein. Ist es dazu notwendig, daß er Moskau kennt?«

»Ja, wie denn nicht? Ich bitte Sie: unbedingt notwendig. Das ist ja unsere russische Hauptstadt. Das ist alles: die Kirchen, das Volk, – alles. Also sagen Sie ihm: sein erster Weg – zu Mütterchen Moskau –.« Er holte ein zweites Glas von einem niedrigen Schrank herunter und wollte für Musja Tee eingießen, aber es war keiner mehr da.

»Was ist das für eine Wirtschaft! Nataschka! Gib uns doch Tee. Der Samowar ist kalt!« schrie er durch die geschlossene Tür in die Küche. Dann trat er ans Fenster zu Musja.

»Wie kann man denn, ohne Moskau«, begann er wieder, es beschäftigte ihn sichtlich außerordentlich. »Wenn Sie hier herauskommen, belieben Sie zu sehen: lauter lange, gerade Stra-

ßen, lauter ordentliche Leute, – ja, ich will nichts gegen sie sagen: ordentliche Leute! Die Ordnung, – das ist schon so was, – Petersburg, ganz Petersburg: das ist die Ordnung. Es ist so, als ob man einen Stempel bekommt: ›So, jetzt sei bitte ordentlich, mein Lieber!‹ Wie ein Impfzwang ist es. Ja, und man muß auch, denn sonst wird man wahnsinnig. – Hier in Petersburg, da kann man schon leicht wahnsinnig werden. Und die Dichter werden es überhaupt am allerleichtesten.«

»Werden sie so leicht wahnsinnig?« fragte Musja beunruhigt.

»Jawohl, ganz leicht. Und, belieben Sie zu bemerken: wie denn auch nicht? Diese langen Straßen, der große Fluß mit den weiten, niedrigen Inselufern – – das ist alles so – –. Und die schwere Isaakskathedrale, dieser Granitblock, ja, was denken Sie denn, wie schwer der ist?! Und steht auf Sumpf. Ja, lauter so schwere Stücke und stehn auf Sumpf. Haben Sie schon einmal Petersburg in einer ›weißen Nacht‹ gesehn –? So im Juni, wenn es taghell bleibt? Och, das ist etwas Sonderbares, sehen Sie: wie unwahrscheinlich sieht alles aus! Alles wird leicht und ohne Farbe, alles schwebt. ›Bist du denn von Granit?‹ sagt man zur Isaakskirche, wenn man vorbeigeht, ›bist du nicht leicht, von grauem Papier, meine Liebe‹, sagt man, – und so ist alles. Alles so aufregend, gar nicht mehr ordentlich, man fiebert. Ein Traum. Ja, um nicht wahnsinnig zu werden in Petersburg, muß man schon ein Beamter sein.«

»Ein Beamter –?« sagte Musja zaghaft; sie folgte mit großen, ängstlichen Augen seinen Auseinandersetzungen.

Apollon Pawlowitsch nickte melancholisch mit dem Kopfe.

»Jawohl. Wenn man ein Beamter ist, dann steht alles fest, nichts kann wackeln, nichts kann leicht werden, nicht einmal in der ›weißen Nacht‹. Der Beamte, das ist die Rettung – was so ein richtiger Petersburger Beamter ist.« Er klopfte unwirsch mit dem Fingerknöchel gegen die Tür. »Aber, Nataschka! Wirst du uns wohl noch Tee bringen!«

»Danke, ich brauche ja gar keinen Tee, – wirklich!« fiel Musja zögernd ein. Ihr war furchtbar heiß, sie wußte nicht, ob vom wattierten Mantel, den sie in der warmen, engen Stube nicht abgelegt hatte, oder von Apollon Pawlowitschs Rede, die sie mit aller Anstrengung zu verstehen trachtete und die in ihr die schlimmsten Befürchtungen für Boris' Zukunft wachrief.

»Könnten Sie mir nicht sagen, ob ich schon lange hier sitze?« fragte sie, mit plötzlichem Schrecken der Zeit gedenkend.

»Ich rechne: eine gute halbe Stunde«, meinte er, zog eine Nickeluhr aus der Jackentasche und vergaß dann, darauf hinzusehn, weil irgend etwas draußen auf dem Hof seine Aufmerksamkeit erregte.

»Wenn es eine halbe Stunde ist, so muß ich gehn.« Musja stand auf; sie bemerkte, daß er zerstreut war und immer noch hinaussah; sie wagte auch gar nicht, ihn zu stören. Wer weiß, ob er nicht gerade in diesem Augenblick etwas Prachtvolles dichtete? Boris hatte behauptet, das könnte man den Menschen von außen gar nicht ansehn.

Da fühlte sie etwas Hartes in ihrer Tasche, – das Tintenfaß hätte sie wirklich fast vergessen! Es schien ihr jetzt auch nicht mehr so wichtig, wie noch vor einer Stunde, daß er es von ihnen geschenkt bekäme.

Ein wenig verlegen wickelte sie es aus der Papierhülle und hielt es ihm hin. Apollon Pawlowitsch blickte darauf nieder, wußte aber nicht gleich, was sie damit wollte.

»Es ist ein Tintenfaß! Zu Weihnachten!« sagte Musja, sehr bange, daß es ihm mißfallen könnte.

»Für mich?!« Er nahm es ihr aus der Hand. »Wirklich für mich? Aber das ist ja reizend!«

»Inwendig ist ein ganzes Bild drin, – man sieht es nur nicht gleich, weil es so klein ist: es ist der Eiffelturm!« erklärte Musja, besorgt, daß er es übersehen könnte.

»Och, wahrhaftig, – da ist so was! Nein, sieh mal an, da ist wirklich so was!« Apollon Pawlowitsch rief es mit einer hellen, beinah kindlichen Stimme; es entzückte ihn offenbar ganz aufrichtig.

»Ja, da danke ich Ihnen auch recht schön! Sie sind wirklich ein zu liebes kleines Mädchen! Ja, – aber ich selbst, – ich habe gar nichts zum Schenken–.«

»O!!« machte Musja nur abwehrend. Sie hätte so gern ausgedrückt, was sie bewegte. Sie öffnete nur ein klein wenig die Lippen, so daß die Zahnlücke sichtbar wurde, und schwieg hilflos.

»Nun, es schadet nichts! Ein andermal, – das nächste Mal. Nicht wahr? Denn Sie kommen doch wieder? Ja, ich bitte Sie darum. Recht bald bitte ich wiederzukommen.«

Dabei öffnete er die Tür und geleitete Musja durch die halboffene Küche, in der sich jetzt niemand aufhielt. Auch auf die Treppe trat er noch mit ihr heraus. Sie schüttelten sich die Hand wie zwei alte Freunde.

Musja wäre gar zu gern die Treppe rückwärts hinuntergegangen, denn er blieb noch oben stehn. Aber sie fürchtete sich, zu stolpern. So guckte sie sich also nur immerfort um, – er stand wirklich noch immer da –.

»Auf Wiedersehn!« rief sie von unten, am liebsten hätte sie geweint.

Aber da fiel ihr rechtzeitig noch Boris ein, der auf sie wartete. Sie stürzte in den Hof hinaus und durch den Torbogen. Im Torbogen stand er. Atemlos, ganz in Schweiß, mit blassem Gesicht und fast zitternd langte sie bei ihm an.

»Nun –?« fragte er gespannt.

Sie gingen gleich nebeneinander weiter, in die Straße, um den Leuten nicht aufzufallen, die durchgehen konnten.

»Ach, – du kannst dir gar nicht vorstellen, – gar nicht denken, so herrlich wie er ist!« brachte Musja mit Mühe heraus. Sie

wußte nicht, wie anzufangen, und seufzte vor drängender Wonne tief auf.

»Ja, was sagte er denn? Das ist die Hauptsache! Später: wie er aussieht und so weiter. Zuerst: was sagte er!« bestimmte Boris, die Fülle des zu Erledigenden mit männlicher Überlegenheit organisierend. Er hatte sich während der ganzen Zeit im dunklen Torweg darauf eingeübt, um möglichst viel von Musja rasch in Erfahrung zu bringen.

»Was hat er gemeint, daß ich zunächst tun soll?«

Musja besann sich.

»Er hat gemeint, zunächst mußt du nach Moskau gehn.«

»– Nach Moskau –?!«

»Ja. Denn wenn du hier bleibst, dann solltest du schon besser ein Beamter werden!«

»Was heißt denn das aber?! Ich will ja doch gar nicht ein Beamter werden!«

Langsam schritten sie die Straße hinunter. Boris schaute fortwährend auf Musja, – mit dringender Aufforderung, erregt, in verwunderter, unbeschreiblicher Ungeduld.

Verwirrt suchte sie nach ihren Weihnachtsgaben für ihn. Zu viel war es, – so viel: es staute sich irgendwo, schwoll hochauf, konnte nicht weiter, tat ihr weh.

»– Da war eine Küche – –; er aber trank Tee. Nebenan, nicht in der Küche. Ich sollte auch Tee trinken. Seine Augen sind viel heller, als wir sie ihm gemacht haben. So helle Augen kann man gar nicht malen –«

Einzelne weiße weiche Flocken sanken, in der windstillen Luft fast senkrecht, vom grauen Himmel nieder. Eine Schneeflocke legte sich leicht und breit auf den Muff, erschimmerte silbern, und sah Musja an, wie eine Welt von Sternen.

Vor ihnen her dehnten sich die langen geraden Straßen, die so aussahen, als ob man sie nie zu Ende gehen könnte, als ob man sich in ihnen verliere – verliere, ohne doch vom Weg abgewi-